

■ Erwartung ist all das, was enttäuscht werden kann. Eine Hinführung aus philosophischer Sicht.

Vortrag auf dem 9. Palliativmedizinischen Symposium „Erwartungen – Palliativmedizin zwischen Wunsch und Wirklichkeit“ am 20.04.2013 in Bad Berka

Eberhard Tiefensee
Lehrstuhl für Philosophie, Katholisch-Theologische Fakultät, Universität Erfurt

Ein Eintrag „Erwartung“ findet sich nur in älteren Wörterbüchern der Philosophie oder solchen, welche die Geschichte philosophischer Begriffe nachzeichnen. Offenbar ist dieser Begriff in die Psychologie und in die Soziologie ausgewandert – und das in dem Maße, wie sich diese beiden Wissenschaften aus ihrer „Mutter“, der Philosophie, emanzipiert hatten. Was kann dann ein Philosoph zu diesem Thema noch beitragen, wenn er nicht den Fachleuten dieser Wissenschaften ins Handwerk pfuschen will?

Es ist nicht nur Aufgabe der Philosophie, sogenannte letzte Fragen zu stellen, sondern auch einen Beitrag zur Begriffsklärung zu leisten. Manchmal erscheinen dabei erst die eigentlichen Fragen und Probleme – das Selbstverständliche wird klärungsbedürftig. Das ist vor allem seit Beginn der Neuzeit das kritische Geschäft der Philosophie. Es ist also damit zu rechnen, dass einige Sicherheiten verunsichert werden – eine Einladung zur Diskussion. Ansonsten versteht sich Philosophie immer noch – zumindest im Alltagsverständnis – als „Liebe zur Weisheit“. Sie ist also nicht nur kritisch, sondern sucht auch konstruktiv in einer jederzeit komplizierten Welt nach Orientierung und nach Handlungsanleitung für den immerzu schwierigen Menschen, obwohl sie zugegebenermaßen bei diesem Geschäft niemals allein war und ist – anfangs war besonders die Religion ihr Partner und Konkurrent. So lassen sich vielleicht einige solcher Orientierungen und Handlungsanleitungen zumindest andeuten.

Erwartungen als das Gegenteil des Bewirkens

Dass wir Menschen vielfältige Erwartungen haben, wird niemand leugnen. Erwartungen sind also zunächst eine Tatsache. Aber wenn es um deren Bewertung geht, werden sie von den Weisheitslehrern von heute, vor allem den Lebensberatern und Psychologen, zumeist als etwas angesehen, das eher lebenshinderlich ist. Das beginnt nicht erst mit Konfuzius: „Wer selbst viel tut und von anderen wenig erwartet, der wird wenig Kummer haben“, und endet nicht mit Kurt Tucholsky: „Erwarte nichts. Heute: das ist dein Leben.“

„Wie viel von Ihrem Stress, Ärger, Ihrer schlechten Laune und Ihren Enttäuschungen entspringen einer einzigen Sache? Fast alles davon kommt von Ihren Erwartungen,“ behauptet in seinem Internetblog der Psychologe und Coach Roland Kopp-Wichmann und fährt fort: „Und wenn

die Dinge sich nicht so entwickeln, wie Sie sie erwarten, reagieren Sie mit Enttäuschung oder Ärger. In unseren Köpfen haben wir Erwartungen, was andere Menschen tun sollen, wie unser Leben aussehen soll, wie andere Autofahrer sich verhalten sollen, wie sich der Chef, die Mitarbeiter, die Kunden am besten verhalten sollen. Aber das ist alles nicht wirklich. Es sind alles unsere Wünsche und Phantasien. Es ist nicht real. Und wenn die Realität nicht unsere Erwartung trifft, wünschen wir uns, dass die Welt anders wäre. [...] Es gibt eine einfache Lösung. Nehmen Sie Ihre Erwartungen und werfen Sie sie ins Meer. [...] Sie akzeptieren die Wirklichkeit wie sie ist. Sie akzeptieren die Menschen wie sie sind – und nicht wie sie Ihrer Vorstellung nach sein sollten. Sie sehen die Dinge, wie sie sind. Sie brauchen nicht länger enttäuscht, frustriert oder verärgert sein – oder wenn Sie es sind, akzeptieren Sie diese Erwartung an sich selbst und dann lassen Sie sie auch los.“ (<http://www.persoeneichkeits-blog.de/article/7589/leben-sie-einen-tag-ohne-erwartungen>)

Michael Depner, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, bringt auf seiner Internetseite auch gleich eine Erklärung für das problematische Ansehen der Erwartung: „Erwarten ist das Gegenteil des Bewirkens. Während die Erwartung eine passive Grundhaltung benennt, spricht das Bewirken vom aktiven Pol. Wie nicht anders zu erwarten [!], bewirkt das Bewirken meist mehr als das bloße Erwarten.“ (Das Ausrufezeichen im Text soll zeigen, dass es ohne Erwartung auch in der Logik nicht zu gehen scheint.) Folgerichtig führt der Autor diesen Gedanken hinsichtlich der sozialen Beziehungen weiter: „Je enger eine Beziehung wird, desto riskanter ist es, vom Anderen etwas zu erwarten. Nicht weil der Andere zu schlecht wäre, als dass man von ihm etwas erwarten könnte. Das wird er in der Regel nicht sein. Erwartungen führen jedoch zu Passivität. Und sie vergiften Beziehungen.“ (<http://www.seele-und-gesundheit.de/psycho/erwartung.html>)

Dass das so nicht stehen bleiben kann, zeigt ein Gang durch die Geistesgeschichte, Literatur und Kunst, den der Trierer Germanist Lothar Pikulik unternommen hat und dem er den bezeichnenden Titel „Warten, Erwartung. Eine Lebensform in End- und Übergangszeiten“ (Göttingen 1997) gab. Wer will leugnen, dass wir auch heute wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts (Pikulik hat die Zeit der Romantik im Blick) zwar hoffentlich nicht in einer Endzeit, aber in einer Übergangszeit leben? Wie der Autor in seinem Titel andeutet und dann auch ausführt, ist schon rein sprachlich „erwarten“ nicht dasselbe wie „warten“. Beides sind zwar Bezeichnungen für spezielle Einstellungen oder Verhaltensweisen, die sich auf die Zukunft richten. „Erwarten“ ist aber ein sogenannter transitiver Ausdruck, d.h. ich kann nicht einfach sagen: „Ich erwarte.“ – ohne das zu nennen, was ich erwarte. „Warten“ dagegen ist ein intransitives Verb: „Ich warte.“ – ist ein vollständiger Ausdruck. Das Warten geht ins Erwarten über, wenn ich sage kann, worauf ich warte – und sei es der Bus an der Haltestelle: „Ich warte auf den Bus“ ist dann das gleiche wie „Ich erwarte den Bus.“ (Vgl. ebd. 15f.)

Aus dieser sprachlichen Betrachtung ergeben sich so gleich zwei Schlussfolgerungen:

1. Warten wäre die rein passive Zukunftseinstellung (falls es so etwas wie reines Warten überhaupt gibt), Erwarten

ist dagegen angespannt auf das Erwartete gerichtet, also keineswegs so passiv, wie vermutet. Natürlich ist es nicht so aktiv wie das Etwas-Bewirken-Wollen oder sogar das noch aktivere Bewirken, weil es eben immer auch das Element des passiven Wartens in sich hat, wenn auch – wie gesagt – aktiver als dieses.

2. Für die Bewertung einer Erwartung ist es immer erforderlich, das „Etwas“ anzuschauen, das erwartet wird. Daran bemisst sich der Charakter der Erwartung und ob sie realistisch ist oder nicht. Erwarten wir nämlich etwas für uns Negatives wie z.B. eine Gefahr, sprechen wir von Befürchtung – damit ändert sich der Charakter der Erwartung mit entsprechenden Folgen für das momentane Existenzgefühl bis hin zur gesamten Lebenseinstellung. Aber selbst im Fall einer Befürchtung wird sich nicht allgemein sagen lassen, ob Erwartungen etwas Lebensdienliches oder Lebenshinderliches sind. Das richtet sich doch wohl nach dem, was ganz konkret jeweils erwartet oder befürchtet wird. Der Radfahrer, der nicht erwartet (oder genauer: befürchtet), dass ihm ein Auto die Vorfahrt nehmen kann, ist hoch gefährdet. Erwartung ist also zuweilen lebensrettend. Offenbar lässt sich hier eine Regel bestätigen, die schon Aristoteles in seiner Tugend-Lehre (vgl. seine Nikomachische Ethik) formuliert hat: Die Tugend, d.h. das Lebenstaugliche, liegt immer in der Mitte zwischen den Extremen – wobei er sogleich hinzufügt: Die Mitte ist jeweils schwer zu treffen. Wer als Radfahrer seine Befürchtungen zu mächtig werden lässt, wird nicht losfahren, wer sie zu leicht nimmt, wird eher unter die Räder kommen.

Schon diese anfänglichen Erwägungen können verdeutlichen, wie wichtig also eine genauere Betrachtung und Begriffsanalyse ist. Dem Philosophen wird dann auch gleich auffallen, dass vom oben genannten Kopp-Wichmann offenbar Erwarten und Wünschen kaum unterschieden wird: „Und wenn die Realität nicht unsere Erwartung trifft, wünschen wir uns, dass die Welt anders wäre.“ (Vgl. auch das Thema des Symposiums.) Rein sprachlich besteht aber ein erheblicher Unterschied zwischen beiden: Wünschen ist ein sogenanntes vierstelliges Prädikat: *Jemand* wünscht *jemandem* (zumeist wohl sich selbst) *etwas* – von *jemand*. Wer also kurz und knapp „Guten Tag“ sagt und damit einen Wunsch äußert, muss sich im Klaren sein: Zum Wünschen gehören vier: „*Ich* wünsche *dir* einen *guten Tag* von ...“ Dass es nämlich auch *jemanden* oder *etwas* braucht, der oder das diesen Wunsch erfüllen kann, wird zumeist ausgeblendet. „Guten Tag“ ist eigentlich ein Segenswunsch! Erwarten ist dagegen zunächst nur zweistellig: *Jemand* erwartet *etwas*.

Wünsche implizieren also erheblich mehr Abhängigkeiten als Erwartungen. Wer meint, das Wünschen aus Gründen der Autonomie lassen zu müssen, muss das Erwarten deshalb noch lange nicht aufgeben. Andererseits sind aber Wünsche aufgrund ihrer Komplexität offener als Erwartungen: Wer *etwas* wünscht, muss sich nicht unbedingt darauf festlegen, von wem er es bekommt. (Kindern dürfte es letztlich gleichgültig sein, ob die Geschenke das Christkind, der Weihnachtsmann oder die Eltern bringen.) Wer von *jemandem* etwas wünscht, ist offener, auch anderes zu erhalten, Hauptsache, das Zeichen der Zuneigung kommt von demselben. Erwartungen sind im Ver-

gleich zu Wünschen wesentlich bestimmter und sozusagen unflexibler, zumal noch eine Steigerung möglich ist: Jemand erwartet nicht nur etwas, sondern fordert es sogar. („Fordern“ ist allerdings dann wieder mindestens dreistellig).

Dass Erwartungen ein zweifelhaftes Image haben, wie in den bisherigen Beispielen deutlich wurde, hat offenbar mehrere Gründe. Ein erster Grund, dass sie im Unterschied zum Bewirken sozusagen unsere Selbständigkeit verletzen, wurde schon genannt. Hier sei an die Ausführungen zur Frage der Suizidalität von Palliativpatienten erinnert und an die generalisierende Betrachtung von Bernard N. Schumacher über das „Absolute Ich“ (vgl. Journal Tumorzentrum 1/2012): „Die moderne Betrachtungsweise des Todes ist einerseits gekennzeichnet durch die Technisierung der Natur und andererseits durch die Definition einer anthropologischen Konzeption der Person, die den Akzent auf die vollbrachte Leistung und die radikale Unabhängigkeit des rationalen Subjektes, nämlich auf das Prinzip seiner absoluten Autonomie legt, die den höchsten Wert darstellt. [...] Im Mittelpunkt des modernen Todes steht also die Logik der Kontrolle. Wir haben es also mit einem Management des Lebensendes zu tun, das durch ein mechanisches Vorgehen geregelt sein muss.“ (Schumacher 2011, 28) Das über die radikale Unabhängigkeit des rationalen Subjektes und die Logik der Kontrolle Gesagte gilt nicht nur im Fall des Todesmanagements, sondern auch für den Fall des Lebensmanagements und damit für alle Haltungen zur Zukunft. Erwarten erscheint als das Gegenteil von Unabhängigkeits- und Machbarkeitsvorstellungen, die in unserer Gesellschaft vorrangig akzeptiert sind und gelebt werden.

Ein weiterer Grund dürfte sein, dass Erwartungen enttäuscht werden können. Wer also Erwartungen vermeidet, wird scheinbar enttäuschungsresistent. Das dies jedoch ein wenig realistisches Ziel ist, wird im Folgenden zu zeigen sein.

Mindestens noch ein dritter Grund kommt hinzu: Erwartungen richten sich auf die Zukunft und damit auf etwas, was (noch) nicht ist. Wer also realistisch und im Jetzt leben will, sollte sich von Erwartungen soweit wie möglich frei machen. Auch über die Grenzen dieses Ratschlags wird zu reden sein.

Formen von Erwartungen

Wie sehr unser Leben von Erwartungen geprägt ist, zeigen die vielfältigen Möglichkeiten, enttäuscht zu werden – im Negativen wie im Positiven. Enttäuschungen sind der Kern des Gefühls der Frustration, der Verärgerung bis hin zur Wut darüber, dass das Erwartete nicht eintritt. Aber auch Sich-Verwundern ist eine Form von Enttäuschung, und setzt offenbar Erwartungen voraus, ebenso wie das Überrascht-Sein. Allerdings scheinen Überraschungen sich eher auf Unerwartetes zu beziehen („Das hätte ich echt nicht erwartet!“), während Enttäuschungen ohne Erwartungen nicht denkbar sind.

Andreas Kaminski hat in einer vor allem auf technikphilosophische Themen gerichteten Dissertation einige Dimensionen des Erwartens zusammengestellt, welche die Viel-

falt des Begriffs der Erwartung demonstrieren und die verhindern können, ihn vorschnell zu reduzieren (Kaminski 2010, 21). Es gibt nicht nur *individuelle* Erwartungen, sie können auch von ganzen Gruppen ausgehen (seien es z.B. Patienten, Angehörige oder Angestellte), auch Organisationen wie der Träger des Krankenhauses oder die Öffentlichkeit, z.B. die Gesundheitspolitik, haben Erwartungen. Zu diesen *sozialen* Erwartungen gehört auch der gesamte Bereich der Normen, die ausdrücken, was sein muss oder sein soll und von denen wir erwarten, dass sich jeder daran hält – dazu später. Kompliziert wird es bei „Erwartungserwartungen“: Ärzte haben Vorstellungen, d.h. Erwartungen, welche Erwartungen ihre Patienten in sie setzen, und können dementsprechend in *ihren* Erwartungen an die Erwartungen *des Gegenübers* enttäuscht werden (wenn z.B. ein Patient nicht – wie erwartet – den Arzt als Mediziner und Helfer beansprucht, sondern vorrangig sozialen Kontakt o.ä. sucht). Die Erwartungen überhaupt und besonders diese Erwartungserwartungen öffnen ein weites Feld möglicher Kollisionen: Wer sich also von den Erwartungen anderer bedrängt fühlt, reflektiert oft nicht, dass er offensichtlich eigene Erwartungen hatte, die enttäuscht wurden (vielleicht auch die Erwartung, man könne allen Erwartungen gerecht werden).

Auch die Art und Weise der Erwartungen ist unterschiedlich. Bleiben wir der Einfachheit halber bei den individuellen Erwartungen, so finden wir zunächst *leibliche* Erwartungen vor, die zu unseren im wahrsten Sinne gedankenlosen Routinen und Gewohnheiten gehören, so dass sie erst ins Bewusstsein treten, wenn sie enttäuscht werden (wie z.B. die Erwartung, dass der Stuhl, auf dem ich jetzt sitze, nicht zusammenbricht oder dass das Licht angeht, wenn ich auf den Schalter drücke). Spätestens hier wird deutlich, dass Erwartungen zwar immer ein Subjekt brauchen, aber nicht einfach subjektiv sind: Ich kann objektiv erwarten, dass der Stuhl hält oder das Licht funktioniert. Spätestens, wenn solche unbewussten Erwartungen einmal enttäuscht worden sind, werden sie zu *mental*en – bewussten – Erwartungen. *Kommunikative* Erwartungen sind dann solche, welche den Austausch ermöglichen (wenn ich jemanden grüße, erwarte ich einen Gegengruß; auf eine Frage erwarte ich eine Antwort) – oft sind auch diese unbewusst. Einer Unterscheidung von Niklas Luhmann zufolge (1990, 138f.) richten sich dabei *kognitive* Erwartungen auf das, was sein wird oder sein kann. Enttäuschungen generieren hier Wissen – dem entspricht eine korrekturbereite und damit lernwillige Haltung. *Normative* Erwartungen dagegen richten sich auf das, was meiner oder unserer Meinung nach sein sollte oder sein muss. Sie machen lernunwilliger, weil im Fall einer Enttäuschung die Verpflichtung zur Korrektur vor allem dem jeweils anderen auferlegt wird („ich habe Recht“). Es scheinen besonders diese normativen Erwartungen zu sein, die den Unmut der Lebensberater auslösen. Man frage sich aber, ob ein Zusammenleben ohne Normen oder ob eine Handlungsmotivation ohne Idealvorstellungen denkbar ist.

Teilt man die Erwartungen gemäß der Größe des Zeithorizontes ein, dann sind sog. „*gegenwärtige*“ Erwartungen auf die nächste Zukunft gerichtet (dass der Stuhl jetzt hält), „*zukünftige*“ auf fernere Zeiten (dass das Gehalt pünktlich kommt oder der Patient „es schafft“).

Zu betrachten wäre außerdem die Entstehung von Erwartungen, um mit ihnen angemessen umzugehen: Kaminski nennt – sicher ergänzungsbedürftig – Erwartungen, die *aus dem ständigen Umgang mit bestimmten Sachen* Verlässlichkeit erzeugen (ich erwarte, dass das Gerät wie bisher auch weiterhin funktioniert). Erwartungen können sich *aus Erfolgserfahrungen* speisen und Zuversicht als ein spezielles Vertrauen in die Zukunft aufbauen (wenn einige Male eine bestimmte Therapie erfolgreich war, erwarte ich das auch weiterhin). Die *aus der Prognose* generierte Erwartung stützt sich darüber hinaus auf Wahrscheinlichkeitskalkulationen – dazu sind später noch einige Bemerkungen zu machen. Erwartungen und ihr negatives Pendant Befürchtungen können aber auch *aus Spekulationen* resultieren (wie z.B. die Erwartung, in Zukunft alle geistigen und kulturellen Probleme mit Hilfe der Hirnforschung zu lösen, die wahrscheinlich enttäuscht werden wird – oder sogar sollte?). Manche Erwartungen ergeben sich *aus gesellschaftlichen Prozessen*, die aufgrund ihrer Dynamik auch solche wieder verschwinden lassen (so können sich die Erwartungen eines Teams an seinen Chef sich je nach Teamkonstellation oder Rahmenbedingungen schnell ändern). Erwartungen haben viel mit unserer Perspektive auf die Wirklichkeit zu tun, die sozial vermittelt ist und sich geschichtlich wandelt.

Des Weiteren lassen sich Potenzialerwartungen von Funktionalitätserwartungen unterscheiden: Eine *Potenzialerwartung* richtet sich auf das, was möglich ist (beispielsweise die Einschätzung, ob ein bestimmter Patient die nötige Kraft hat, seine Krankheit zu besiegen). Hier öffnet sich der weite Bereich der Prognostik (s.u.). Dass das Gerät, das ich einsetze, die richtigen Werte anzeigt, ist dagegen eine *Funktionalitätserwartung*. Von *Vertrautheitserwartungen*, die aus dem ständigen Umgang mit der Welt und den Menschen resultieren, wurde schon gesprochen – sie bestimmen weitgehend unsere Alltags- und Berufsroutinen. Es gibt aber auch *Vertrauenserwartungen*: Beauftragte ich beispielsweise jemanden mit einer Tätigkeit, habe ich die Erwartung, dass er die Aufgabe zuverlässig erledigt; habe ich im Gegenteil eher eine *Missvertrauenserwartung*, werde ich stärker kontrollieren.

All diese Andeutungen – und mehr können es hier nicht sein – machen deutlich, dass die Erwartung, man könne auf Erwartungen verzichten – oder solle es sogar –, unrealistisch ist, also in den meisten Fällen notwendigerweise enttäuscht werden muss.

Die ambivalente Funktion von Enttäuschungen

Wie bemerkt, sind Enttäuschungen so eng mit Erwartungen korreliert, dass sie manchmal überhaupt erst bewusst werden lassen, dass eine Erwartung vorlag. Dabei haben sie eine kritische und eine konstruktive Komponente. Einerseits wird eine Erwartung durch Enttäuschung als nicht mit der Realität übereinstimmend erwiesen und so diese Wirklichkeitssicht kritisiert – es lag also eine Täuschung über das Erwartbare vor (z.B. war das vermutete Potential nicht gegeben). Andererseits beseitigen sie aber als „Ent-Täuschungen“ diese Täuschung und stellen so gesehen einen Realitätsgewinn dar – das ist die konstruktive Komponente. Einerseits: „Ich hatte mich getäuscht!“ Andererseits „Ich sehe das jetzt realistischer.“ Der Ent-

täuschte bekommt nun eine angemessene Perspektive auf die Wirklichkeit in möglicherweise zweifacher Hinsicht angeboten: Zum einen kann er etwas über die objektive Wirklichkeit „lernen“, zum anderen auch über sich selbst (nicht zuletzt über seine bisher vielleicht unbewussten Erwartungen) und – wie im Fall der normativen Erwartungen – über seine Norm- und Idealvorstellungen. Welt- und Selbsterkenntnis haben zugenommen.

Wer Enttäuschungen zu vermeiden sucht, weil er besonders auf deren destruirende Seite schaut, vergisst zum einen, dass es auch positive Enttäuschungen gibt (z.B. hinsichtlich Misstrauenserwartungen), zum anderen droht eine Lernunfähigkeit: Sich in der Welt zu orientieren und zu engagieren, ist ohne gewisse Erwartungen hinsichtlich zukünftiger Zustände und Ereignisse und deren Korrekturen durch Enttäuschungen bei der Konfrontation mit der Realität nicht zu haben. Der Lernprozess besteht dann offensichtlich darin, Erwartungen, die sich als unrealistisch erwiesen haben, durch andere auszutauschen – denn ohne Erwartungen geht es nicht.

Der Mensch in der Zeit

Ob auch andere – zumindest höhere – Lebewesen so etwas wie Erwartungen kennen, bleibe hier dahin gestellt. Generell gilt es, sich vor Anthropomorphismen zu hüten. Ein Tier, das für die Zukunft vorsorgt, tut es wahrscheinlich nicht, weil es den Winter erwartet, sondern weil es einem Instinkt folgt oder ein angelegtes Prozedere „abarbeitet“. Der Mensch aber ist wesentlich durch seinen Bezug zur Zeit gekennzeichnet (vgl. Journal Tumorzentrum 1/2010). Heidegger kennzeichnet ihn als „Sich-vorweg-schon-sein-in-(der-Welt) als Sein-bei (innerweltlich begegnenden Seienden)“ (Sein und Zeit § 41). Diese komprimierte Aussage will sagen, dass wir zwar immer bei „irgendetwas“ („Sein-bei“) und insofern „in der Welt“ sind, aber dabei letztlich immer uns schon voraus („Sich-vorweg-schon-sein“). Der Mensch sorgt sich um sein Dasein im Blick auf Kommendes und ist wohl das einzige Wesen, das wir kennen, welches um seinen Tod weiß und nur deshalb so etwas wie „Zeit“ kennt: Wir sind „Sein zum Tode“. Es wäre so gesehen eine übermenschliche Forderung, Erwartungen zu eliminieren und ausschließlich im Jetzt zu leben. Wir würden zu einem Wesen ohne Zeitbewusstsein. Dieses besteht Augustinus zufolge (vgl. das 11. Buch seiner „Confessiones“) u.a. darin, dass die „Seele“ jede ihrer Erfahrungen dreigeteilt macht, indem sie sie mit einer Vergangenheits-, Gegenwarts- und Zukunftsdimension versieht (die sog. *distentio animi*): „Im strengen Sinne müsste man wohl sagen: Es gibt drei Zeiten, eine Gegenwart von Vergangenen, eine Gegenwart von Gegenwärtigen und eine Gegenwart von Zukünftigen. Diese drei sind nämlich in der Seele wirklich vorhanden, während ich sie anderswo nicht sehen kann: gegenwärtige Erinnerung an Vergangenes, gegenwärtiges Anschauen von Gegenwärtigen, gegenwärtige Erwartung von Zukünftigen.“ Ein Wesen ohne Erwartungen wäre dann zwar enttäuschungsfrei, hätte aber ohne sie kein Zukunfts- und auch kein Vergangenheitsbewusstsein. Diese Art von Zeitlosigkeit wäre Ewigkeit im eigentlichen Sinne – ein erstrebenswertes, aber wohl unrealistisches Ziel: Wir entkommen nämlich der Zeit nicht und damit auch nicht der Aufgabe, Voraussicht zu entwickeln, Pläne zu entwerfen, Ent-

scheidungen zu fällen und uns dann entschlossen an deren Realisierung zu machen.

Optimismus – Pessimismus und die Tugend der Hoffnung

Ziel muss es also weniger sein, Erwartungen zu vermeiden, als sie mit der Realität abzugleichen. Dazu dienen vor allem Wahrscheinlichkeitserwägungen, die man intuitiv oder mehr oder minder empirisch und durch wissenschaftliche Methoden abgestützt vollziehen kann und die man gemeinhin Prognosen nennt. Liegt eine Wahrscheinlichkeit über 50%, ist ein realistischer Grund für optimistische Erwartungen gegeben, im anderen Fall sind pessimistische Erwartungen gerechtfertigt. Diese Beschreibung richtet sich zunächst auf das, was erwartet wird, und nicht auf das Subjekt, das diese Erwartungen hegt. Wenn wir von Optimisten oder Pessimisten sprechen oder sogar daraus eine ganze Weltanschauung (einen „-ismus“) machen, kommt aber genau dieses Subjekt ins Spiel. Dabei scheint sich die Konstellation umzukehren. Wer auf die höhere Wahrscheinlichkeit setzt, wird wohl eher als Realist denn als Optimist gelten. Gewöhnlich kennzeichnen wir jemand erst dann als Optimisten, wenn er auch noch bei geringer Wahrscheinlichkeit seine Erwartungen auf diese durchaus realistische – weil im tatsächlichen Bereich der Möglichkeiten liegende –, aber schwächere Zukunftsvariante richtet. Wer dagegen auch bei großer Wahrscheinlichkeit Zweifel am Eintritt dieser Variante hat, wird als Pessimist bezeichnet – auch das ist eine der Realität angemessene Haltung.

Sowohl in objektiver wie subjektiver Hinsicht kann der Optimist (und *mutatis mutandis* der Pessimist) enttäuscht werden: Einmal, in dem sich die Wahrscheinlichkeiten als unrealistisch erweisen: Es war eine Fehlkalkulation und gab in Wirklichkeit gar keinen Anlass für eine optimistische Erwartung. Zum anderen, weil nicht die weniger wahrscheinliche Variante, auf die der Optimist gesetzt hatte, eingetreten ist. Beide Male wird sich der Pessimist bestätigt sehen. Ob jemand seine optimistische oder pessimistische *Grundhaltung* aufgrund solcher Enttäuschungen aufgibt, bleibt offen: Diese ändern sich selten durch eine einzelne Erfahrung.

Fragt man jedoch die klassischen Tugendlehren, so sprechen sie nicht von einer optimistischen Grundhaltung, sondern von Hoffnung (bzw. ihrem Pendant Resignation). Diese steht nämlich nicht nur quer zu den Wahrscheinlichkeitskalkülen und den auf ihnen basierenden Prognosen, sondern hält die Erwartung selbst dann aufrecht, solange auch nur die geringste Chance auf deren Erfüllung besteht. Der Publizist Walter Dirks (gest. 1991) hat in seinem letzten Interview auf die Frage hin, ob er eher mit einer optimistischen oder pessimistischen Stimmung ausgestattet sei, diese gegenüber Peter Glotz treffend so charakterisiert: „Mit einer verzweifelten Hoffnung, dass es trotz allem gut gehen wird. Pessimismus oder Optimismus, das interessiert mich nicht. Wenn mein Arzt mir sagt ‚Dein Kind ist in großer Gefahr, seine Lebenschancen sind vielleicht 20 Prozent‘, so interessieren mich die 80 Prozent Todeswahrscheinlichkeit nur kritisch, in dem [sic!] wir gegen sie arbeiten. Positiv interessieren mich die 20 Prozent. Ich werde alles tun, damit daraus 25, 50 und schließlich

vielleicht 100 Prozent werden.“ (www.sueddeutsche.de/kultur/sz-serie-grosse-journalisten-x-kurioser-kopf-1.423772) Hoffnung unterläuft damit in gewisser Weise die auf Wahrscheinlichkeitskalkülen beruhende Optimismus-Pessimismus-Alternative, benötigt sie doch nur den sprichwörtlichen „Funken Hoffnung“ – und das kann sogar eine Wahrscheinlichkeit unter 1% sein. Außerdem positioniert sie sich wie jede Tugend wiederum als Mitte. Wie der ebenfalls die Wahrscheinlichkeitskalküle unterlaufende Glauben zwischen Vertrauensseligkeit und Misstrauen steht (und nicht zwischen Meinen und Wissen, wie viele vermuten), so verortet sich die Hoffnung zwischen den Extremen der Vermessenheit – nämlich dem Machbarkeits- und Kontrollwahn, der alles im Griff zu haben meint – und der Verzweiflung, die keine Hoffnung mehr kennt. (Dirks’ „verzweifelte Hoffnung“ ist von daher ein zwar verständlicher, aber wenig exakter Ausdruck.) Dabei ist zu beobachten, dass die Extreme gern ineinander umschlagen, ohne die Mitte zu erreichen: Das „Ich habe immer alles im Griff!“ kippt, wenn es scheitert, oft in das andere Extrem der Verzweiflung (womit wir wieder das Thema Suizidalität berühren), während eine starke Hoffnung eigentlich nur dadurch zu besiegen ist, dass sich das Erhoffte in der Kollision mit der Wirklichkeit als Illusion und somit jene als falsche Hoffnung erweist.

Der Theologe wird hier auf die Bibel verweisen, die nicht nur voll von Glaubens-, sondern auch von Hoffnungsbekenntnissen ist und zu deren argumentativer Rechtfertigung aufruft. (Vgl. z.B. 1 Petr 3,15: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“) „Hoffnung, die man schon erfüllt sieht, ist keine Hoffnung. Wie kann man auf etwas hoffen, das man sieht?“, definiert der Römerbrief (8,24). Das wäre auch eine klassische Charakterisierung für jede Art von Erwartung. Hoffnung ist dann deren stärkste Variante und stirbt bekanntlich zuletzt, wenn sie nicht überhaupt – metaphorisch gesprochen – unsterblich ist. Der gleiche Römerbrief kennt nämlich auch den paradoxen Ausdruck einer „Hoffnung gegen alle Hoffnung“ (4,18).

Praktische Hinweise

Resümierend lässt sich feststellen, dass es Menschsein ohne Erwartungen nicht geben kann und Enttäuschungen deshalb nicht ausbleiben. Folgt man Kants Grundfragen der Philosophie, dann spreizt sich die zentrale Frage nach dem Menschen in die folgenden drei auf: „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?“ (KrV B 832f.) Wir Menschen leben mit einem – in unseren postmodernen Zeiten immer komplexer werdenden – Zukunftshorizont, den wir mit unseren Erwartungen teils abtasten, teils erst entstehen lassen. Das können sowohl die sogenannten kognitiven Erwartungen sein, die sich auf das beziehen, was ist, als auch die normativen Erwartungen mit Bezug auf das, was sein soll. Wenn auch letztere besonders problematisch zu sein scheinen, wie Lebensberater und Psychologen behaupten, sind auch diese unaufgebar, spüren wir doch ständig die Kluft zwischen dem, was ist, und dem, was sein soll – mit anderen Worten: Die Welt ist für uns nie wirklich „in Ordnung“. „Kein schöpferisches Unternehmen, das nicht dem Drang folgte, Sein und Sollen zu vereinen. Wer sie zusammenzwingt,

richtet für gewöhnlich mehr Schaden an, als er hatte verhindern wollen. Wer es jedoch gar nicht erst versucht, der tut gar nichts.“ (Neiman 2004, 268). Wieder ist die lebensstaugliche Mitte zwischen diesen Extremen zu suchen. Dabei erweisen sich Erwartungen als durchaus ambivalent: Sie können lebensfeindlich oder lebensdienlich, lähmend oder motivierend sein.

Mit Erwartungen – den eigenen und denen anderer – ist also vorsichtig und klug zu hantieren. Wann sind sie nach Möglichkeit zu erfüllen oder wann ist es besser, sie zu enttäuschen? Wie ist dann wiederum mit solchen Enttäuschungen im Blick auf die Zukunft angemessen umzugehen?

Es ist unzureichend, hier nur ein Realitätsprinzip anzumahnen, an dem sich Erwartungen zu messen haben, wie es der englische Pragmatismus in dem Satz zusammenfasst: „probability is the guide of life“ (von David Hume Bischof Josef Butler zugeschrieben). Wir wissen nämlich trotz aller wissenschaftlichen Erkenntnis zu wenig über die Möglichkeiten, welche die Wirklichkeit der Welt und des Menschen birgt. Die Bibel behauptet sogar: „Bei Gott ist nichts unmöglich.“ (Lk 1,37). Das Realitätsprinzip ist demgemäß durch ein „Prinzip Hoffnung“ (Ernst Bloch) wesentlich zu ergänzen, wenn nicht sogar zu unterlaufen. Also gilt nicht das scheinbar realistische: „Wahrscheinlichkeit ist der Lebensführer“, sondern die auf Hoffnung gestellte Maxime „Soyez réaliste, essayez l'impossible.“ – Seien Sie Realist, versuchen Sie das Unmögliche. (Quelle unbekannt, z.n. Dalferth 2011, 38). Doch wie entfacht und stärkt man den „Funken Hoffnung“ oder vermittelt sogar „Hoffnung gegen alle Hoffnung“?

Im Text nicht genannte Quellen:

- Alle Internetquellen: Stand: 29.4.2013.
- Dalferth, Ingolf U., Die Kontingenz des Bösen, in: Das Böse. Drei Annäherungen (hsg. v. dems., K. Lehmann und N. Kermani), Freiburg i. Br. 2011, 9-52.
- Kaminski, Andreas, Technik als Erwartung. Grundzüge einer allgemeinen Technikphilosophie, Bielefeld 2010.
- Luhmann, Niklas, Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1990.
- Neiman, Susan, Das Böse denken. Eine andere Geschichte der Philosophie, Frankfurt a. M. 2004.

Korrespondenzadresse:

Prof. Dr. Eberhard Tiefensee
 Lehrstuhl für Philosophie
 Katholisch-Theologisch Fakultät der Universität Erfurt
 Nordhäuser Straße 63
 99089 Erfurt
 Telefon: 0361 7372511
 e-Mail: eberhard.tiefensee@uni-erfurt.de
<http://www.uni-erfurt.de/tiefensee>